

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Pestzeiten in Berlin und der Mark Brandenburg.

Pestzeiten in Berlin und der Mark Brandenburg.

In den letzten Oktober-Tagen ging ein allgemeiner Schrecken durch das ganze, civilisierte Europa. In Wien war die Beulenpest aufgetreten und mit Spannung lauschte man auf die Nachrichten aus Wien über den ferneren Verlauf der Seuche. Die allgemeine Teilnahme wandte sich vorzugsweise einem der drei Opfer des Todes zu, dem Doktor Hermann Müller, dem genialen jungen Arzte, der sich mit wahren Heroismus der Pflege der von der Seuche Befallenen widmete, und, als er selbst von ihr ergriffen wurde, seine Person als Studienobjekt benutzend mit antiker Seelengrösse die am eigenen Leibe erlebten Symptome kaltblütig verzeichnete, bis der Tod ihn hinwegriss.

Mit Rührung und Bewunderung las man in den Tagesblättern die Schilderung der Vorgänge, die sich in der „Pest-Baracke“ des Kaiser Franz Joseph-Epidemie-Spitals abspielten. Leuchtend und strahlend hebt sich von diesem düsteren und grauenvollen Hintergrund die gross veranlagte Charaktergestalt des jungen, von der Doppelglorie eines Märtyrers der Wissenschaft und edelsten Menschentums verklärten Arztes ab.

Dr. Hermann Müller wurde am 25. Oktober 1866 zu Wien geboren. Nachdem er 1890 in Gratz das medizinische Doktorat erlangt hatte, trat er als Hospitant in die Klinik Nothnagels im Wiener Allgemeinen Krankenhaus ein, habilitierte sich später als Docent an der Wiener Universität, und leitete 1897 die von der Kaiserlichen Akademie zum Studium der Pest nach Indien entsandte österreichische Expedition, die ein höchst wertvolles Beobachtungsmaterial sammelte. Furchtlos drang Müller in die grauenvollen Pesthölen Bombay's; an etwa 1000 Pestkranken studierte er das Wesen und den Verlauf der furchtbaren Seuche. Sein persischer Assistent erlag, während er selbst und seine drei Wiener Kollegen verschont blieben.

Nach seiner Heimkehr widmete er sich, neben seiner Thätigkeit als Docent und als erster Assistent Nothnagels, der Ausarbeitung seines reichhaltigen Berichtes, der vollendet vorliegt; aber der Würgeengel, der ihn in Indien verschont hatte, überfiel ihn heimtückisch in seiner Heimat und streckte ihn nieder.

Das erste Opfer der glücklicherweise lokalisierten, Pest war der 25jährige Spitalsdiener Franz Buhrisch, der als Leichenwärter diente. Buhrischs Aufgabe bestand in der Wartung der Versuchstiere und namentlich in der genauen Desinfizierung des Laboratoriums und der Instrumente, wobei er doch wohl einmal die gebotene Vorsicht aus den Augen liess. Er erkrankte in der Nacht vom 14—15 Oktober. Da die Möglichkeit einer Pestinfizierung vorlag, wurde er sofort isoliert. Am

18. starb Buhrisch, nach dem klinischen Bericht Dr. Müllers an Lungenentzündung. Erst am Tage nach seinem Tode wurden Pestbazillen konstatirt.

Die Wärterinnen Albine Peche und Hohegger, die die Kranken gepflegt hatten und Dr. Müller, der freiwillig ihre ärztliche Behandlung übernahm, wurden in der Pestkammer des Epidemiespitals isolirt; zwei barmherzige Schwestern teilten ihre Weltabgeschlossenheit. Schon am nächsten Tage kam die Pest bei der Pecha zum Ausbruch und am Freitag, den 21. Oktober heftete Dr. Müller an das Fenster der Baracke einen folgendermassen lautenden Zettel:

„Ich bin an der Pestpneumonie erkrankt. Bitte mir keinen Arzt zu senden, da es mit mir in 4 oder 5 Tagen ohnedies zu Ende sein wird.“

Sechzig Stunden später war der kraftstrotzende Mann eine Leiche.

Viel länger und qualvoller hatte Albine Pecha, ein blühendes Mädchen von 22 Jahren zu leiden, ehe der Tod ihr Erlösung brachte.

Die Hohegger genas, da sie nur an einem Ohr-Uebel erkrankt gewesen war.

Mit Rücksicht auf diese in Wien vorgekommenen Fälle von wirklicher orientalischer Beulenpest, die glücklicherweise die einzigen geblieben sind, erlaube ich mir heute über das Vorkommen der Pest bei uns in der Mark Brandenburg und besonders in unsrer Heimatstadt Berlin in früheren Zeiten einige Notizen zu geben. Ich muss zu dem Zwecke weit zurückgehen und auch über das Wesen der „Pest“, genannten Krankheit und deren seuchenartiges Vorkommen im Altertum und Mittelalter sprechen.

Keine Krankheit hat so einschneidend auf die Geschicke der historischen Nationen eingewirkt, als die Pest. Die 2 bedeutendsten Wendepunkte der Geschichte: die Auflösung des Altertums und der Verfall des Mittelalters sind unter ihren Verheerungen vor sich gegangen.

Eine geographische Darstellung derselben wird dadurch erleichtert, dass die Gebiete, in welcher die Pest sich entfaltet hat, meist deutlicher begrenzbar sind, als die anderer Krankheiten. Es ist keine einigermaßen verlässliche Kunde vorhanden, dass die Pest jemals in Amerika aufgetreten sei; und ebenso wenig wie nach Westen über den Ocean scheint die Pest nach Süden über die Sahara weg gewandert zu sein; sie ist wenigstens nie über Wadi Hulfe nach Nubien vorgedrungen, wie neuere Aerzte in Egypten übereinstimmend bekunden.

Auch an die Südküste von Arabien ist die Pest allem Anscheine nach nicht gedrungen. In Vorderindien und in China sind die Pest oder doch wenigstens ähnliche Krankheiten noch jetzt vorhanden. Nach Hinterindien dürfte die Seuche kaum gelangt sein, noch weniger nach den Sunda-Inseln. Die Züge der Pest haben also ein viel beschränkteres

Gebiet als einige andere Epidemien, wie solche den Europäern über die ganze Welt gefolgt sind, so Pocken, Cholera, Masern, Scharlach. Das gesamte Pestgebiet beschränkt sich auf Europa, den grössten Teil Asiens und den nördlichen Saum Afrikas. Noch viel enger begrenzt sind die meisten Pestepidemien der neueren Zeit. Eine grosse Unterstützung wird dem Versuche einer geographischen und historischen Darstellung der Pest dadurch gewährt, dass diese Krankheit deutlicher bestimmbar ist, wie kaum eine andere. — Die meist zur Eiterung gelangenden Drüsebeulen (Bubonen) an den Stellen, wo Beine, Arme und Kopf an den Rumpf anstossen; die in grösserer Zahl gleichzeitig auftretenden grossen Blutschwäre (Carbunkel), die unregelmässigen violetten Flecke und Striemen auf der Haut (Petechien), der schnelle Verlauf, und der meist in der ersten Woche, oft in wenigen Tagen eintretende Tod, haben die meisten Epidemien der gewöhnlichen, sogenannten orientalischen oder Bubonen-Pest so scharf charakterisiert, dass man leicht aus den Mitteilungen auch nicht ärztlicher Schriftsteller die Krankheit erkennen kann.

Allerdings treten eine Anzahl Epidemien unter anderem Bilde auf, und nur besondere Umstände erlauben, sie in die Pestausbrüche einzureihen. Dies gilt besonders von der furchtbaren Seuche des „schwarzen Todes“, wie sie die Völker des Mittelalters grausamer hinweggerafft hat, als je eine andere Krankheit irgend eine Völkergruppe.

Guy de Chauliac beschreibt die Krankheit, die er selbst beobachtet hat. Guy de Chauliac war der berühmteste Chirurg des 14. Jahrhunderts in Frankreich, und sagt:

„Dieses Sterben zeigte zweierlei Verlauf. Zuerst, während zweier Monate, bestand die Seuche aus einem anhaltenden Fieber mit Blutspeien; die Kranken starben innerhalb 3 Tagen. Die übrige Zeit hindurch verlief die Krankheit ebenfalls mit anhaltendem Fieber und Schwären und Brandbeulen der Haut, besonders in der Achselhöhle und den Leistenfurchen. — Der schwarze Tod ging also allmählig in die gewöhnliche Beulenpest über.

Doch bevor ich mich etwas genauer über den sogen. „Schwarzen Tod“ auslasse, muss ich noch aus dem Altertum nachholen, dass unter den vielen Seuchen, die damals geherrscht haben und welche von den Schriftstellern im allgemeinen als „Pestis“, Seuche, betitelt werden, nur eine als wirkliche Beulenpest angesehen werden kann. Das ist die grosse „Justinianische“ Pest, welche von 531—580 nach Christo geherrscht hat. Procopius sagt darüber in seinem Buche: *de bello Persico*: Sie entstand zu Pelusium, und verbreitete sich nach Alexandrien und dem übrigen Egypten, dann nach Palästina und dem ganzen übrigen, damals bekannten Erdkreis. Die Verheerungen dieser Pest müssen ganz ungeheure gewesen sein. So sollen an manchen Tagen in Constantinopel, wo damals Kaiser Justinianus herrschte, nach dem die Pest ihren Namen

hat, über 10 000 Menschen gestorben sein. Vor und nach dieser grossen Epidemie sind noch eine Anzahl anderer schwerer Durchseuchungen des römischen Reiches aufgezeichnet, von keiner aber ist es den neueren ärztlichen Forschern gelungen, sie mit Sicherheit als Pest zu erkennen. Von einigen kann man mit Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie anderen Krankheiten entsprechen, als Pocken, Flecktyphus u. s. w., dass sie unserer Pest nicht angehörten, geht vor Allem daraus hervor, dass die Beobachter der ächten Pestepidemien, diese als etwas Unerhörtes, ihnen ganz Neues beschreiben.

Ich komme nun wieder zum „schwarzen Tod“ zurück. Dieser damals „das grosse Sterben“ genannt, überraschte Europa im Jahre 1347. Die Krankheit brach von Kiptschak, einem Reiche, welches sich im Mittelalter zwischen dem Ural und dem Asow'schen Meere ausbreitete, über Tana am unteren Don, Caffa in der Krim und Constantinopel herein. Die gleichzeitigen Schriftsteller bezeichnen einstimmig Kathay, das nördliche China, als den ursprünglichen Ausgangspunkt der Seuche. Nach Deutschland kam die Seuche von mehreren Seiten her, hauptsächlich allerdings von Süden über Österreich und die Schweiz, aber auch von Westen über Burgund und Lothringen. Die Sterblichkeit muss grauenerregend gewesen sein. In Cairo sollen täglich 10 000 Menschen gestorben sein, in Bagdad, allerdings erst in 3 Monaten, 480 000. In Russland starb 1386 die Stadt Smolensk bis auf 10 Einwohner aus.

Für manchen als besonders interessant möchte ich noch erwähnen, dass Giovanni Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone erzählt, dass, als in Florenz 1348 die Pest wütete, daran 160 000 Menschen gestorben seien und in Folge des Schreckens sich eine Gesellschaft von jungen Herren und Damen auf ein entferntes Landgut zurückgezogen hätten, um dort in gesunder Luft und fernab von dem Herd der Seuche in heiterer Geselligkeit die trübe Zeit zu durchleben und mit humorvollen und ausgelassenen Liebesgeschichten sich zu zerstreuen, aus deren letzteren er sein Decamerone zusammensetzte.

Da die Pest, ebenso wie Pocken, Masern und Scharlach, dieselben Menschen nur einmal zu befallen pflegt, so ist es erklärlich, warum ein durchseuchtes Land nachher sich einer, wenn auch nur kurzen Ruhe erfreuen kann. Die Krankheit verheert dann wohl benachbarte Orte, welche vorher frei geblieben waren, und kehrt nach dem zuerst verseuchten Orte erst dann wieder zurück, wenn eine genügende Anzahl von Menschen, die dieselbe noch nicht überstanden haben, herangewachsen ist.

Nachdem dann im Jahre 1574—77 in Mailand eine grosse Pestepidemie grassiert hatte, die von dem Erzbischof und Cardinal Grafen Carlo Borromeo, der mit der grössten Aufopferung sich der Kranken annahm, den Namen: „die Borromeische Pest“ erhalten hat, brach dann

eine auch weiter ausgedehnte Pestseuche herein, die indessen Nord-Deutschland nur in einzelnen Fällen berührt hat.

Auch im 17. Jahrhundert herrschte in Mailand, wie Alessandro Manzoni in seinem Roman: *I promessi sposi* meisterhaft beschreibt, eine furchtbare Pest, die aber auf Nord-Italien beschränkt blieb.

Die dritte grosse Beulenpest-Epidemie traf Europa im Jahre 1598 und hat auch die Mark Brandenburg arg mitgenommen. Alte Chronisten nennen dieses Jahr 1598 als in der Mark ein von der Pest sehr anreisiges Jahr und das nicht ohne Grund, denn in diesem Jahre starben in der Neustadt Brandenburg 1809 Personen an der Pest „welche sich auch schon im vorigen Jahre etwas merken lassen und in diesem zwar zu Anfang sich nicht sonderlich hervorgethan, aber mense Augusto und Septembri so stark um sich begriffen, dass man täglich 20, 30, auch wohl 40 Todte gezählet.“ In Treuenbrietzen starben 1598 in ganz kurzer Zeit 40 Menschen. In Straussberg ist 1598 nicht allein der Kaplan, sondern auch der märkische Geschichtsschreiber Angelus gestorben, welches er auch auf der Kanzel vorher gesaget: „es schiene die Hoffnung an, die Seuche werde sich legen, er aber würde der letzte sein, so daran sterben würde“ welches auch erfolget.

Mittenwalde hatte den Verlust von 673 Personen zu beklagen, Bernau verlor 1137 Personen an dieser schrecklichen Krankheit. Auch in Müncheberg sind über 1000 Menschen gestorben.

Friedeberg wurde ebenfalls um diese Zeit von der so häufig auftretenden pestilenzialischen Krankheit wieder einmal heimgesucht, und den Armen in den Hospitälern wurde die Stadt verboten; ihnen dafür aber für 20 Gr. Brot aus der Hospitalkasse verabreicht. Die Hospitäler (Armenhäuser) befanden sich damals ausserhalb der Stadt, vor den Thoren.

Das die Pest 1598 auch in Berlin stark grassiert haben muss, geht daraus hervor, dass unser Kammergericht, der höchste märkische Gerichtshof, nach Neu-Ruppin verlegt werden musste, wie eine handschriftliche Chronik jener Zeit berichtet. Diese Verlegung geschah auf besonderen Befehl seiner Churfürstlichen Durchlaucht, Herrn Johann Sigismunds.

Doch blieb Neu-Ruppin auch nicht seuchefrei und bis zum Januar 1599 sind dort 193 Personen gestorben. Später, im Jahre 1611 wurde das Kammergericht, auch wegen Pestgefahr, nach Bernau verlegt, wo die Sitzungen im Rathause abgehalten wurden.

Der alte Chronist Philipp Jacob Schmidt schreibt 1736 in seinen „*annales Berolinenses*“ über verschiedene Pestepidemien zu Berlin folgendes: Im Jahre 1546 grassierte die Pest zu Berlin und sind daran 3000 gestorben; im Jahre 1576 ist zu Berlin und Cöln im Frühjahr und Herbst ein grausamlich pestilenzialisches Sterben gewesen, so dass

etliche Tausend darin aufgegangen. 1588 grassierte abermals zu Berlin die Pest sehr heftig. Im Jahre 1610, um Martini nahm sie in Cöln in eines Brauers Baltzer Schultzens Hause den Anfang; der Eingang von der Strasse zu ihm wurde verboten. Weil aber die Nachbarn dennoch hinten zu besagter Brauerei hineingestiegen, so haben sie sich in der ganzen Stadt infiziert, dass damals 1200 in Cöln und 800 in Berlin gestorben. Ein ehrbarer Rat hatte zwar auf dem Mühlendamm ein Vorwerk erbaut, um die Passage nach Cöln zu verhindern, allein es half wenig; und als der Cölnische Rat auch 2 Gegenthore dahin bauen lassen, haben die Bürger zu Berlin selbige weggeschlagen, worüber bald Mord und Todschatz entstanden wäre.

Samuel Buchholz in seiner 1765 erschienenen „Geschichte der Kurmark Brandenburg“ giebt an, dass während des 30jährigen Krieges im Jahre 1636 die Pest ganz unbeschreiblich die Mark mitgenommen habe.

In Stendal, in der ganzen Altmark wütete eine grausame Pest, die an einigen Orten manchen Tag 30—40 Menschen hinwegriss.

Der nordische Krieg von 1709 zwischen Karl XII und Peter dem Grossen hatte in Polen unter den feindlichen Heeren die Pest erzeugt und ward von diesen, die die preussischen Landschaften nicht schonten, auch hierher gebracht, so dass sie zu Elbing, Königsberg und auf dem platten Lande gewaltig aufräumte und in Preussisch-Littauen fast alles verwüstete. 1710 hörte das Uebel von selbst auf.

Der grosse Kurfürst hatte 1685 ein Collegium medicum eingerichtet und Kurfürst Friedrich III. gab 1694 eine Medizinal-Ordnung heraus. Als daher 1708 die Pest in Polen anfang sonderlich unter den Juden aufzuräumen, die man deswegen daselbst verjagte, ward sogleich Anstalt gemacht, dass sie (die Pest) nicht über unsere Grenzen eindringen möchte, und daher verboten, keine fremden Juden, Bettler oder Zigeuner über dieselben zu lassen.

Von ältern Schriftstellern giebt Dr. Moehsen, damals Kreisphysikus im Teltowschen Kreise, in seiner „Geschichte der Arzneiwissenschaft in der Mark Brandenburg“, welche 1781 erschienen, ganz ausführliche Nachrichten und wenn auch mit den heutigen wissenschaftlichen Ergebnissen der neuesten Forschungen nicht alles übereinstimmt, so sind sie immerhin sehr beachtenswert. Er sagt:

Die Pestseuchen sind gemeinlich Folgen einer vorhergegangenen Hungersnot, so durch verwüstende Kriege oder auch Misswachs entsteht. Die Obrigkeiten sorgten ehemals nicht durch Anlegung von Korn-Magazinen für den Unterhalt und das nötige Brot und Saatkorn der Untertanen in teuren Zeiten. Die Polizei war unbekannt. Wenn Seuchen in der Nachbarschaft wüteten, so wusste man nicht Anstalt zu treffen, um deren Ausbreitung abzuhalten. Die Menschen wohnten mit dem Vieh zusammen in engen und niedrigen Stuben. Die Reinlichkeit

der Städte und Höfe wurde verabsäumt, die Gassen waren so wie die Wohnungen enge und schmutzig. (Ich bemerke hierzu, dass es erst unter dem grossen Kurfürsten den Bürgern von Berlin und Köln verboten wurde, ihre Schweinekoben unter ihren Fenstern auf der damals noch ungepflasterten Strasse anzulegen).

Wenn auch vernünftige und in der Physik erfahrene Männer da gewesen sind, welche den obrigkeitlichen Personen und Magistraten hätten an die Hand gehen können, so waren doch letztere aus Mangel der nötigen Wissenschaft und verbesserten Einsicht nicht fähig, guten Rat zu fassen und anzunehmen, sonst hätten viele Tausend Menschen durch ihre vereinigte Hülfe nicht allein von der Wut der Krankheit, sondern auch von den dabei vorfallenden, grausamen und von der Obrigkeit selbst begünstigten Verfahren können errettet, und die Seuche selbst mehr eingeschränkt werden. So aber war schon alles zu sehr gewöhnt, blindlings den Lehren der Geistlichen zu folgen, die gesunde Vernunft gefangen zu nehmen, oder sie vielmehr niemals anders als unter jener ihrer Leitung zu gebrauchen. Die Geistlichkeit sehe sowohl Hungersnot, Teuerung und Misswachs, als auch die darauf folgenden Pesten, nicht als natürliche Begebenheiten, sondern als Strafgerichte Gottes und als Züchtigungen an, die sich die Menschen wegen ihrer Sünden zugezogen hätten, Durch dieses Vorurteil verfehlten sie des rechten Weges in ihren Verordnungen.

Die Bischöfe gaben Hirtenbriefe heraus, in welchen sie das Volk nicht zu leiblichen, sondern zu geistlichen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen vermahnten, weil es nach den Worten David's besser sei, in die Hände des Herrn zu fallen als in die Hände der Menschen. Es wurden Gebete vorgeschrieben und der Heilige benannt, an den sie sich wenden sollten, um Ablass von ihren Sünden und dadurch Hülfe und Befreiung von der Pest zu erhalten. Ja sogar die physischen Hilfsmittel wider dieses Übel wurden als Sünde und Verführungen wider Gottes Strafgericht verworfen und gänzlich verboten. Es mussten die Menschen dieses Zeitalters die Bequemlichkeit, den Verstand ungebraucht zu lassen und von anderen geführt zu werden sehr teuer bezahlen. Es war ein gewöhnlicher Kunstgriff der Geistlichen, dass sie die Gemüter der Menschen in einer beständigen Furcht erhielten, um sie in ihrem Thun und Lassen ungewiss zu machen, damit sie sich ihren Führungen desto unumschränkter überliessen. Der Aberglaube und die Vorurteile der Geistlichen machten, dass sie viele natürliche Begebenheiten als sichere Vorherverkündigungen der göttlichen Strafgerichte ansahen. Nordschein (Nordlichter) und Kometen wurden zu göttlichen Offenbarungen gemacht; Auswürfe der Schmetterlinge oder Papilliones setzten ganze Länder in Schrecken und Trauer. Sie machten das Volk durch das beständige Predigen über diese Luftzeichen und

deren Deutung verzagt, dass es im Falle der Not alle menschliche Hülfe verabsäumte, weil sie die Abwendung der Seuchen, das Flüchten und die Absonderung und das Einhalten der Pestkranken für unerlaubt und dem göttlichen Willen entgegen hielten. Das Volk wurde bange gemacht, dass die Strafen Gottes sich verdoppeln möchten, wenn sie dessen Züchtigungen ausweichen wollten. Dahingegen liefen Gesunde und Kranke haufenweise zu den Altären und Bildnissen der Heiligen in Kirchen und Kapellen, fielen davor nieder, beteten stundenlang nebeneinander und letztere die Kranken wurden oft tot hinausgetragen und erstere die Gesunden angesteckt. Halbtote Pestkranke rafften ihre letzten Kräfte zusammen, und, um selig zu sterben, schleppten sie sich in den häufig durch alle Gassen angestellten Prozessionen mit, bis sie tot danieder sanken. Wie man endlich bemerkte, dass das freie Herumgehen der Pestkranken die Seuche entsetzlich vermehrte, so fiel man auch in diesem Lande an einigen Orten aus Unverstand in eine ausserordentliche Grausamkeit, in der Absicht, die schädliche Gemeinschaft der Gesunden und Kranken zu verhüten. Sobald wie die Pest in einem Hause ausbrach, wurden Thüren und Fenster vernagelt, auch wohl vermauert. Die Kranken starben und die darin befindlichen Gesunden mussten für Hunger, Kummer und Gestank mit umkommen.

Die Obrigkeiten, welche zu der Zeit selbst nicht dachten, sondern den Einsichten und Leitungen der Geistlichkeit blindlings folgten, überliessen Menschen, Städte und Länder dem Schicksal. Weil Gott und die Heiligen nicht helfen wollten, so war weiter keine Hülfe mehr.

Die Grausamkeiten, die zu Pestzeiten gestattet wurden, waren ganz unmenschlich und abscheulich. In Pesten, die lange anhielten, wurden die Menschen hier in der Mark des öfteren Begrabens müde. Man nahm nicht allein die Toten, sondern auch, um sich die vielen Gänge und Führer zu ersparen, selbst die mehr für Hunger als Pest entkräfteten Lebendigen, so noch hätten errettet werden können, und warf sie nebst den Toten zusammen in dazu verfertigte grosse Gruben und liess sie darin umkommen oder verscharrete sie lebendig. —

In diesem Tone fährt Moehsen noch weiter fort, die Geschichte der Pest in der Mark Brandenburg zu schreiben, und wenn auch ein Zweifel an seiner Wahrheitsliebe nicht erlaubt sein kann, da er alles durch Stellen aus zeitgenössischen Schriftstellern beglaubigt, so geht doch eines daraus hervor, dass er jedenfalls kein Freund der Geistlichkeit gewesen ist, denn er macht sie für alles das allein verantwortlich, was sich auch ohne besonderes Zuthun der Geistlichkeit aus dem ganzen Geist der damaligen Zeit erklären lässt, wo die Geistlichkeit ebenso wie die übrige Menschheit unter dem Druck der Unwissenheit dahinlebte. Wissenschaftliche Forschungen über Krankheit, deren Erreger und Bekämpfung hatten damals noch nirgends stattgefunden; nur die rohe

Empirie leitete die wenigen, die sich, ausser den vielen Quacksalbern, mit Heilen befassten, und von wissenschaftlicher Volkshygiene war vollends keine Rede. Der Geistliche war damals, wie ja jetzt noch oft auf dem Lande, der erste, der um Rat und Hülfe angegangen wurde, und des Geistlichen Hauptmittel für alles Übel, leiblich wie geistig, war das Gebet zu den Heiligen.

Auf den folgenden Seiten schildert Moehsen dann die furchtbaren Verirrungen, welche die Pestseuche in den Gemüthern der Menschen hervorbrachte; die grausamen Juden-Verfolgungen, die hier in der Mark ebenso gräuelvoll stattfanden, wie in der ganzen übrigen westlichen Welt:

Die Juden, dieser an sich nur kleine Teil der grossen semitischen Rasse, hatten nach Zerstörung ihres heimatlichen Reiches und ihrer Zerstreung über Europa, sich den allgemeinen Hass der arischen Völker zugezogen, so dass sie überall zu willkommenen Sündenböcken für eintretende grosse Übel gemacht wurden. Das Vorurteil, dass die Pest bloss eine Strafe Gottes sei, hatte sich im Laufe der Zeit gemindert und nun mussten böse Menschen die Schuld tragen. Die grosse Pest, welche 1341 anfang und bis zum Jahre 1357 fort wütete, wurde den Juden Schuld gegeben und deren Verfolgung mit entsetzlicher Grausamkeit und unter Genehmhaltung der meisten Obrigkeiten und fast der ganzen Geistlichkeit beschlossen und veranstaltet. Und wenn die Juden erst an einem Orte angeklagt wurden, dass sie die Pest verursacht hätten, so ward solches überall für wahr angenommen und ihr Verderben auch an anderen Orten beschlossen. Bei den gerichtlichen Untersuchungen fing man mit falschen Beschuldigungen und Martern an, und dieses war hinreichend das Geständnis der abscheulichsten Bosheiten von ihnen auszupressen und solcher Bosheiten, an welche die Juden sicherlich nicht gedacht hatten. Man beschuldigte sie, dass sie aus Hass gegen die Christen die Brunnen und Flüsse vergiftet hätten und bedachte nicht, dass sie selbst daraus trinken mussten. Es geschah, besonders in vorgedachten Pestjahren, dass sie nach der eigentlichen Bedeutung vogelfrei erklärt und von einem jeden, der boshaft und grausam genug war, in der Wut und heiligem Eifer ermordet, auch ausgeplündert und nackend fortgejagt wurden. In der Mark ging es den Juden nicht besser als in dem übrigen Deutschland, ohnerachtet sie in diesem Lande vorzüglich begnadigt worden. Die Juden waren bereits unter der Regierung der askanischen Fürsten und auch noch in der Zeit, wie die Markgräfin Agnes die Altmark besass (nach 1319, dem Tode Waldemars, ihres Gatten), als Einwohner dieses Landes und als reiche Leute beschrieben. In Stendal hatten sie seit 1293 das Bürgerrecht erworben, und konnte solches auch jeder Jude erlangen, der 10 Mark Silber im Vermögen hatte, wovon er den Markgrafen jährlich 1 Loth

von der Mark Schutzgeld geben musste. In Brandenburg und Prenzlau hatten sie schon vor 1319 das Bürgerrecht erworben und durften daselbst eigene Häuser kaufen und bauen. Unter der Regierung des ersten bairischen Markgrafen mehrte sich deren Zahl so dass sie in den Städten ganze Strassen anbauten. Bei Salzwedel hatten sie eine ganze Vorstadt inne gehabt, so „das Judendorf“ oder „der Perver“ genannt wurde. Sie waren gegen Zahlung eines jährlichen Zinses von 12 Mark Brandenburgischen Silbers von allem Schoss, Wachen und geistlichen Abgaben und allen bürgerlichen Pflichten gänzlich frei. Der Markgraf Ludwig der Ältere nennt sie in einem Freiheitsbriefe von 1341 seine „lieben Kammerknechte“ und giebt ihnen den Titel „weise bescheidene Leute“, einen Titel, der sonst nur in den Urkunden dieser Zeit den Magistraten gegeben wurde.

Das Vorurteil, dass die Pest blos durch böse Menschen angestiftet wurde, hatte sich nun immer weiter ausgebreitet. In den Ländern in Deutschland, wo keine Juden waren, als in Sachsen zu Leipzig, Plauen, Weyde, Wolkenstein, wie auch im Erzstift Magdeburg und in verschiedenen Städten in Schlesien, wurden die Totengräber der ärgsten Bosheiten beschuldigt, weil man vorgab, dass sie ihres Gewinnstes wegen Giftpulver und dergleichen ausgestreuet hätten. Man konnte sich nicht überreden, dass die Pest nur aus natürlichen Ursachen und aus eigener Vernachlässigung entstehen sollte. Die Verfolgung der Totengräber bemerkt man sogar noch im 16. und 17. Jahrhundert, wo man mehr Nachdenken und Einsichten den Obrigkeiten hätte zumuten sollen. So einfältig auch diese Beschuldigungen waren, weil die Totengräber gemeinlich mit von den ersten waren, welche von der Pest angesteckt wurden, so wurden diese Leute dennoch aus allen Kirchspielen zusammengetrieben, auf der Tortur zum Geständnis gebracht und nach Urteil und Recht öffentlich verbrannt. Bei einer solchen Begegnung fand sich niemand, der die an der Pest Verstorbenen begrub, und es wurde durch der unbegraben gebliebenen Leichname Fäulnis und Gestank das Unglück noch mehr vermehret und die Pest weiter ausgebreitet.

Es würde bei diesen Umständen die Frage sein: ob die Unvernunft und die Blindheit der Geistlichkeit und der an die Worte der Gesetze festgenagelte Verstand der sich weise dünkenden Rechtsgelehrten dieser Zeit nicht eine grössere Strafe Gottes als die Pest selbst war.

Klagen solcher Art finden sich in fast allen Schriften über die Geschichte der Medizin, welche im 17. und 18. Jahrhundert herausgekommen sind, und wir können nicht umhin, sie als begründet anzunehmen, zumal wenn wir den damaligen Stand der medizinischen Wissenschaft mit der Fülle ernster Arbeit vergleichen, die im gegenwärtigen Jahrhundert, und besonders in den letzten 50 Jahren auf wissenschaft-

liche Erforschung der Krankheitsursachen und deren Bekämpfung aufgewendet wird. Als Curiosum möchte ich noch eine kleine Erzählung vortragen, von Wilhelm Raabe, die der bekannte Schriftsteller, in seinem 1869 erschienenen Roman: „Der Schüdderump“ in der Einleitung giebt.

Er, der Verfasser kommt in eine kleine Stadt am Nordharz und langweilt sich während der vierstündigen Pause des Pferdewechsels ganz entsetzlich. Der Wirt des Gasthofes, wo er abgestiegen, schüttelt auf seine Frage: ob es gar nichts Merkwürdiges in dem Städtchen zu sehen gäbe, traurig mit dem Kopf. Da sagt ein kleiner, schwarz gekleideter Mann, der in der Nähe sitzt und zugehört hat, leise und schwermütig zu ihm:

Wir haben auch noch einen Schüdderump. Ein Schüdderump? Was ist ein Schüdderump? sagt der Erzähler, von dem Worte angezogen.

„Gehe der Herr nur mit mir; ich bin der Totengräber“, erwidert der kleine Schwarze, und führt ihn auf den Kirchhof, wo neben der Amtswohnung des Totengräbers ein uraltes steinernes Gewölbe steht, abgesperrt durch eine rostige, schwarze, eiserne Gitterthür. Diese Thür schliesst der Schwarze auf, deutet in den dunkeln Raum, und spricht unheimlich hohl: „Da steht er!“ und mit ebenso unheimlichem Behagen fügt er hinzu: „und jedermann muss sagen, dass es eine grosse Merkwürdigkeit ist und für jedes Mausoleum eine grosse Ehre wäre.“

Da stand er wirklich, ein hoher schwarzer Kasten, auf zwei Rädern mit einem halb erloschenen weissen Kreuz auf der Vorderwand und der Jahreszahl 1615 auf der Rückwand.

Mein Begleiter legte zärtlich die Hand darauf und sprach:

„Trete der Herr nur näher! Man sagt, es sei der einzige in der ganzen Welt. Anno 1665 ist er zum letzten Male gebraucht worden. Sieht der Herr, so!“

Und der Bursche zog den Kasten herum, schlug einen Riegel weg, und die abscheuliche Maschine that einen Ruck, und kippte über und schüttete eine imaginäre Last von Pestleichen in eine ebenfalls imaginäre Grube.

Zum Schluss dieses Vortrages möchte ich aber, zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, noch anführen, dass ich und wie ich wohl annehmen kann, alle meine ärztlichen Berliner Kollegen, besonders die seit den siebenziger Jahren dieses Jahrhunderts ausgebildeten, unter dem Eindruck der Seuchenfreiheit von Berlin stehen, so dass man fast zu der Ansicht verführt werden könnte, dieser Zustand habe immer geherrscht. So sehr haben die höchst umfangreichen und kostspieligen Assanierungsarbeiten unserer Kommune gewirkt; vorzugsweise die Kanalisation, welche alle Senkgruben auf den Höfen überflüssig machte, die Wasserleitung, die Beseitigung sämtlicher Rinnsteine, die Asphaltierung und strengste Durchführung der Strassenreinigung u. s. w. Der früher endemische Abdominaltyphus ist fast verschwunden, auch die exanthe-

matischen Krankheiten, wie Scharlach und Masern haben sehr abgenommen, und die in Folge der letzten Kriege hierher verschleppten Pocken und Cholera treten nur vereinzelt auf. Influenza grassiert leider jetzt in ganz Europa. Ich schliesse demnach mit dem innigen Wunsche, dass unsere liebe Vaterstadt Berlin auch für alle Zukunft von der schrecklichen Seuche der Pest, sowie von allen anderen Seuchen befreit bleiben möge und mit der frohen Meinung, dass auch Aussicht dazu ist.

Dr. C. Maass.

Die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache.

Von Otto Pniower.

Die erste in Berlin gedruckte Zeitschrift war eine französische. Sie erschien in den Jahren 1696—1698 und war von Etienne Chauvin herausgegeben. Zehn Jahre später trat die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache ans Licht. Auch ihr war nur ein kurzes Dasein beschieden. Sie war eine Monatsschrift. Das einzelne Heft kostete 12 Gr. Sie begann im Jahre 1708 zu erscheinen und dauerte bis zum Juni des folgenden. Dann verfiel sie einem Censurverbot. Ein vollständiges Exemplar dieser Monatsschrift besitzt meines Wissens nur die Breslauer Bibliothek. Unsere königliche besitzt ein defektes, das vom ersten Jahrgang die drei ersten Hefte und vom zweiten das erste enthält. Dem Märkischen Provinzialmuseum gelang es vor einiger Zeit, den vollständigen ersten Jahrgang zu erwerben. Ein eben solches Exemplar besitzt die Bibliothek des Gymnasiums zum neuen Kloster in Berlin. Die Zeitschrift führt den Titel: Der von Seiner Königl. Majestät in Preussen Allergnädigst privilegierten Curieusen Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Praesenten, Erster Jahrgang von MDCCVIII. Durch R. Oe. Zum Nutzen und Ergötzen. Unter Praesenten sind Geschenke zu verstehen, wie sie der Herausgeber selbst einmal wenig geschmackvoll mit einem makkaronischen Namen „Schenkagen“ nennt. (S. 262). Sein Name erscheint nur einmal auf dem für den zusammengehefteten Jahrgang bestimmten Titel und nur mit den Anfangsbuchstaben. Er hiess Oelven. Weshalb und mit welchem Recht sein Vorname hier mit R. bezeichnet wird, ist mir dunkel. Er wird sonst durchweg Christoph Heinrich genannt. Er war ein Litterat, der sich seiner Zeit auch sonst bekannt gemacht hat. Doch erlosch sein Ruf sehr rasch. Von seinen schriftstellerischen Leistungen hat sich nur wenig erhalten. Sein Zeitgenosse Ancillon spricht von einer beträchtlichen Anzahl von Bänden, die er verfasst hat (S. 113 der Praesenten). Oelrichs (Beyträge zur Brandenburgischen Geschichte S. 292) zählt seine Schriften, wenn auch unvollständig, auf. Er selbst erwähnt ein sonst